

Stephanie Bethmann

Methoden als Problemlöser

Wegweiser für die
qualitative Forschungspraxis

2. Auflage

Stephanie Bethmann
Methoden als Problemlöser

Qualitativ forschen – Aktuelle Ansätze

Herausgegeben von

Günter Mey | Debora Niermann | Andrea Ploder | Jo Reichertz

Ziel der Reihe ist die Förderung und Sichtbarmachung vielversprechender aktueller Impulse aus dem Feld der qualitativen Forschung. Während bestehende Reihen vor allem etablierten Ansätzen gewidmet sind, liegt der Fokus hier auf neuen sowie wiederentdeckten Zugängen und Debatten, die für die Zukunft der qualitativen Forschung bedeutsam sind.

Stephanie Bethmann

Methoden als Problemlöser

Wegweiser für die
qualitative Forschungspraxis

2., korrigierte Auflage

BELTZ JUVENTA

Die Autorin

Dr. Stephanie Bethmann ist Soziologin und Ethnologin, Methodendozentin und forscht an der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt Baden-Württemberg. Sie arbeitet mit und zu unterschiedlichsten qualitativen Methoden, vor allem der Grounded Theory, dem Integrativen Basisverfahren und der Ethnografie.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6211-3 Print
ISBN 978-3-7799-5514-6 E-Book (PDF)

2., korrigierte Auflage 2020

© 2019 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung und Satz: Ulrike Poppel
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

1	Verbieten verboten: Ein integrativer Ansatz für die qualitative Forschungspraxis	7
2	Die Angst, vom Weg abzukommen: Alles ist Analyse	23
3	Ins Gespräch kommen: Forschen ist Schreiben	37
4	Die Forschungsfrage stärken: Gedankenexperiment und Komparative Analyse	63
5	Den tieferen Sinn der Daten ergründen: Strategien der Feinanalyse	73
6	In den Daten ertrinken: Oben schwimmen erfordert loslassen	104
7	Ich will die nicht beeinflussen: Datenproduktion ist Interaktion	119
8	Forschen als Problemlösen: Methodologisieren als Praxis	135
9	Brücken bauen: Potentiale der Methodenintegration	149
	Literatur	155

1 Verboten verboten: Ein integrativer Ansatz für die qualitative Forschungspraxis

Mit den Worten „Verboten verboten“ warnt Pierre Bourdieu (1996, S. 261) davor, sich methodologischen Wachhunden zu unterwerfen, die aufpassen, dass Forschende korrekt die Schritte einer bestimmten Methodenschule abarbeiten. Er zeigt wenig Geduld für jene, die ihre Zeit damit verbringen, über Methoden nachzudenken, anstatt einfach ihre Arbeit zu tun: zu forschen.

Ich habe in den Jahren des Forschens als Soziologin die gegenteilige Erfahrung gemacht: dass das Nachdenken und -lesen über Methoden Forschung besser macht, Ergebnisse spannender und den Arbeitsprozess freudvoller. Dass methodologische Wachhunde einen unschätzbaren Dienst leisten, um für Forschende zu klären, was ihre ‚Daten‘ sind, worüber sie Auskunft geben und mit welchen Mitteln ihnen diese Auskünfte entlockt werden können. Die Ausdifferenzierung qualitativer Methoden hat dazu erheblich beigetragen. Doch die Regeln des Forschens, in Methoden kodifiziert, neigen auch dazu, Forschende unflexibel zu machen. Sie wurden in einem bestimmten Kontext, in einer Disziplin, anhand von einem Gegenstand entwickelt und so stellt sich die Frage ihrer Passung in andere Forschungskontexte. Oft tragen sie einen disziplinären Stempel, der ihre Einsatzbereiche begrenzt, oder sie machen umfassende Vorgaben zum Forschungsprozess, die sich für viele gar nicht realisieren lassen. Deshalb folgt der hier dargelegte Ansatz der Maxime „Verboten verboten“ – als Plädoyer für einen kreativen, schöpferischen und verantwortungsvollen Umgang mit den Regeln der Methoden-Kunst.

Ich möchte argumentieren, dass es sich lohnt, methodisch polygam zu forschen, d. h. eine Vielfalt von Forschungspraktiken kennenzulernen und auszutesten. Mit ihrer Hilfe lässt sich ein eigener Forschungsstil entwickeln, der sowohl zum Forschungsfeld als auch zu den Forschungsbedingungen passt, in denen man arbeitet. Diesen Vorschlag entwickle ich unter Berufung auf einen Klassiker der qualitativen Forschung: die Grounded Theory (Glaser/ Strauss 1967). Auch diesen Ansatz wollten die Autor*innen nie als *eine* Methode, sondern als Forschungsprogramm verstanden wissen, das Methodenvielfalt und Flexibilität im Forschungsprozess fördert. Die Idee einer programmatischen Methoden-Polygamie ist somit mindestens 50 Jahre alt, hat aber auch in den letzten Jahren viele neue Impulse bekommen, so in den Arbeiten zeitgenössischer Grounded Theorists (insbes. Breuer/Muckel/Dieris 2019; Charmaz 2014; Clarke 2005; Mey/Mruck 2009) sowie in anderen integrativen Methodenansätzen (z. B. Kruse 2015), die wir der immensen Ausdifferenzierung qualitativer Forschung der letzten Dekaden verdanken.

Ausdifferenzierung qualitativer Methoden im deutschsprachigen Raum

Qualitative Forschung war stets getragen von der Forderung, nahe an die Phänomene heranzukommen und Beschreibungen zu entwickeln, die deren Sinnstrukturen und Institutionen angemessen sind (vgl. Atkinson 2005). Es gilt, Methoden zu finden und einzusetzen, die zu den Praktiken der beforschten sozialen Gruppen passen, mit denen diese sich adäquat erfassen lassen.¹ Dies ist ein Motor der Methodenentwicklung und die Institutionalisierung und Ausdifferenzierung qualitativer Forschung hat in den letzten Jahrzehnten dazu beigetragen, das immer besser einzulösen. Ein Beispiel hierfür ist die Narrationsanalyse: Durch empirische Studien wurden Strukturen und Funktionen des Erzählens identifiziert, auf die man sich heute im Sinne gesicherter Einsichten stützen kann (Kallmeyer/Schütze 1977; Lucius-Hoene/Deppermann 2004a). So verfügen wir über ein hochgradig spezifisches Werkzeug zum Verstehen von Erzählungen im Interview. Für andere Methoden – z. B. das Gruppendiskussionsverfahren (Bohnsack 1999), die Konversationsanalyse (Bergmann 1988) oder die Diskursanalyse (Keller 2011) – ließe sich dasselbe sagen: Methodenschulen übersetzen Erkenntnisse über die Eigenschaften von bestimmten Forschungsgegenständen in dazu passende Methoden der Datenproduktion und -analyse.

Eine zweite Errungenschaft der letzten Jahrzehnte ist die Etablierung einer eigenständigen Forschungslogik mit eigenen Qualitätsstandards, die Verallgemeinerungen erlaubt, ohne sich dabei wie quantitative Verfahren auf eine rechnerische Repräsentativität zu berufen (Diaz-Bone 2011, Abs. 3 f.; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 21 ff.). Zwar schultern qualitativ Forschende die Begründungslast für Geltung und Reichweite ihrer Schlüsse in beinahe jeder Arbeit aufs Neue. (Zum Vergleich: Quantitativ Forschende können für die Generalisierung ihrer Ergebnisse auf standardisierte Rechenwege zurückgreifen. Sie müssen die zugrunde liegenden erkenntnistheoretischen Annahmen in der Regel nicht selbst erklären, denn auch diese sind standardisiert.) Aber qualitativ Forschende können sich auf eine Vielfalt unterschiedlicher Theorie-Modelle beziehen, die Verallgemeinerungen erlauben. (Erkenntnis-)Theorien operationalisieren den Gegenstand. Sie begründen z. B., dass Identität sich anhand von in Erzählungen repräsentierten Erfahrungsaufschichtungen zeigt (Narrationsanalyse) oder dass sich der Charakter eines Milieus in den Mustern der Reproduktion geteilter Erfahrung und den darin verankerten Wissensstrukturen ablesen lässt (Dokumentarische Methode). In jeder qualitativen Methodenschule ist der jeweilige Theoriebezug genau ausformuliert und prägt die einzelnen Schritte des Forschungs-

1 Im Vokabular der Qualitätskriterien spricht man hierbei von Validität und Gegenstandsangemessenheit (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 22 ff.; Lüders 2011).

prozesses. Ausschlaggebend für den institutionellen Erfolg qualitativer Methoden war auch dieser enge Schulterschluss mit Theorie (Hirschauer 2008). Dadurch konnten sie sich von den für sie unerfüllbaren Qualitätskriterien quantitativer Forschung emanzipieren.

Die starke Ausdifferenzierung qualitativer Methoden ist also *erstens* eine Folge der Entwicklung von auf spezifische Gegenstände zugeschnittenen Methoden (vgl. Atkinson 2005) und *zweitens* eine Folge unterschiedlicher theoretischer Fundierungen des Vorgehens und der Generalisierungsansprüche von Methoden (vgl. Bethmann/Niermann 2015). Hierdurch steht eine Vielfalt ausgefeilter Instrumente zur Verfügung, deren Erkenntniswert empirisch wie auch theoretisch sehr gut begründet ist. Qualitativ Forschende können damit die Validität und die Aussagekraft ihrer Erkenntnisse enorm steigern. Sie können aus dem Schatten der großen Zahlen quantitativer Forschung heraustreten und argumentieren, wieso gerade qualitative Forschung zu einem bestimmten Themenbereich wertvolle(-re) Aussagen trifft.

Die Ausdifferenzierung hat aber auch problematische Nebenwirkungen. Dazu zählt eine Schulenburg, die karrierebiografisch zu extremen Spezialisierungen zwingt (Atkinson 2005; Eisewicht 2018). Es besteht für die meisten Forschenden kaum die Möglichkeit, sich in der nötigen Intensität dem Studium verschiedener Methoden zu widmen, um über ein breites Repertoire zu verfügen. Methoden nimmt man nicht zur Hand wie Werkzeuge aus einem Koffer, eher trainiert man sie sich an wie einen Muskel (vgl. Zimenkova 2007, S. 294). Das kostet viel Zeit und einmal eingegangene Commitments legen eine langfristige Loyalität zu bestimmten Methoden nahe. Im Prozess, eine Methode zu erlernen, entfaltet sich auch deren *illusio*: Forschende beginnen an sie zu glauben, in ihren Kategorien zu denken und zu fühlen.

Die Tendenz zur Methoden-Monogamie aber gefährdet das Gut der Gegenstandsangemessenheit (obwohl paradoxerweise die Gegenstandsangemessenheit ja ein Grund für die Ausdifferenzierung war). Es nimmt die Flexibilität ab, auf Forschungsgegenstände zu reagieren und sich im Forschungsprozess von diesen leiten zu lassen (vgl. Scherr/Niermann 2014).

Eine bedauerliche Folge der Spezialisierungsdynamik ist auch das Auseinanderfallen der qualitativen Community in „methodologische Kapitalist*innen“ und „forschungspragmatische Proletarier*innen“:² Erstere befassen sich spezialisiert mit Methodologie und verfassen letztlich eher Theorie-Bücher als empirische Studien; letztere bilden das Fußvolk, das den Großteil empirischer Forschungen umsetzt und dabei forschungspraktisch fast notgedrungen den Fines-

2 Die Formulierung spielt an auf die Arbeitsteilung zwischen „theoretischen Kapitalisten“ und „proletarischen Theoretikern“, die Barney Glaser und Anselm Strauss schon 1967 beschrieben haben und aus der die Grounded Theory Auswege aufzeigen sollte (Glaser/Strauss 1967/1998, S. 20).

sen der Methodologien nicht gerecht wird (vgl. Knoblauch 2007). Das wiegt umso schwerer, da die verschiedenen Disziplinen, in denen qualitativ geforscht wird, in sehr unterschiedlichem Maße in der Methodenentwicklung selbst beteiligt sind (vgl. Hitzler 2006). In Anlehnung an Georg Vobruba (2008, S. 274) kann man es überspitzt so formulieren, dass einige Disziplinen „die Methodenkompetenz für die gesamten Sozialwissenschaften verwalte[n]“ (s. a. Flick 2016; Mey 2016). Ein Teil der qualitativen Community ist bei der Forschungsarbeit auf einem interdisziplinären Grenzgang, mit entsprechenden Herausforderungen an Einarbeitung und Rückübersetzung.

Angesichts des Auseinanderdriftens von Methodenschulen und der Diversifizierung von Forschungskontexten sind Denkbewegungen der Re-Integration hilfreich, wie sie u. a. von Rainer Diaz-Bone angestoßen wurden. Diaz-Bone (2011) schlägt vor, den Amerikanischen Pragmatismus als eine meta-theoretische Fundierung heranzuziehen, die Forschungsprozesse strukturiert, ungeachtet der konkreten Instrumente und theoretischen Bezüge (vgl. auch Katz 2002). Ich greife diesen Vorschlag auf, indem ich John Deweys *Theorie der Forschung* (1938/ 2002) als Referenz für eine solche allgemeine Strukturierung offener und flexibler Forschungsprozess heranziehe (s. Kap. 8). Im Einklang mit pragmatistischen Denkansätzen bündele ich im vorliegenden Buch methodische Praktiken, die mehr Klarheit und analytische Tiefenschärfe in den Forschungsprozess bringen (eine Errungenschaft der Methodenschulen), die aber zugleich auch einen respektlosen, schöpferischen Umgang mit Methoden erlauben, der sich über Schulen- und Disziplinen-Grenzen hinwegsetzt. Damit adressiert das Buch die Verunsicherungen und forschungspraktischen Probleme, die aus einer zunehmenden Spezialisierung resultieren, und ermutigt Forschende, methodische Praktiken flexibel, gegenstandsangemessen und kontextsensibel zu verwenden und dabei auch neue Anschlüsse und methodische Kombinationen zu entwickeln, die zu ihrer spezifischen Forschungssituation passen.

Probleme der Forschungspraxis

Um die schon skizzierten Herausforderung zu illustrieren, schildere ich eine Szene, die sich in einem wissenschaftlichen Online-Forum zutrug, in dem über Methodenfragen diskutiert wurde. Sie zeigt, dass es um die schöpferische Freiheit von Nachwuchswissenschaftler*innen nicht immer gut bestellt ist.

Eines Tages erkundigt sich in diesem Forum ein Doktorand, der Grounded Theory und Inhaltsanalyse verknüpfen möchte, nach beispielhaften Studien, denen diese Verbindung bereits gelungen ist. Kurz darauf ist eine leidenschaftlich geführte Diskussion zwischen namhaften Vertreter*innen diverser Methoden entbrannt. Die erste Antwort kommt von einem Grounded Theorist, der das Anliegen des Doktoranden grundsätzlich in Frage stellt: Damit würde kein Mehr-

Wissen produziert im Vergleich zur alleinigen Anwendung der Grounded Theory. Es wird eine Reihe von Grundannahmen qualitativer Forschung ausgeführt, die mit der Inhaltsanalyse inkompatibel seien. Vor allem sei diese Methode, anders als der Doktorand unterstellt hat, nicht induktiv. Inhaltsanalyse wird als „Forschung light“ portraitiert, die die Grundgedanken qualitativer Forschung als solche missachtet und dadurch richtige qualitative Forschung in Misskredit bringt. Im Widerspruch zu einer vom Doktoranden verwendeten Werkzeug-Metapher betont der Grounded Theorist, für den kompetenten Umgang mit anspruchsvollen Methoden seien eine „Haltung“ und ein „Stil“ erforderlich.

Ein arrivierter Inhaltsanalytiker entrüstet sich daraufhin über die Diskreditierung einer ganzen *scientific community* und bemüht sich, jeden Punkt der Kritik zu widerlegen. Er untermauert die Bedeutung der Inhaltsanalyse als eine der meist zitierten Methoden in Deutschland. Die beiden Kontrahenten ringen in einem Hin und Her um die Definitionsmacht darüber, was qualitative Forschung ausmacht. Eine dritte Partei versucht mit Humor zu schlichten. Am Ende schaltet sich noch ein weiterer renommierter Forscher ein, der beiden Methoden vorwirft, nicht theoretisch genug zu sein. Bezugnehmend auf die Arbeiten von Doktorand*innen konstatiert er, ihnen fehle es an Mut, ihre Arbeiten seien verglichen mit den bahnbrechenden Studien früherer Generationen allzu brav.

Worum hier gestritten wird, ist für die Forschungspraxis in vielen Projekten, insbesondere von so genannten Nachwuchswissenschaftler*innen, von großer Bedeutung: Es geht um einen potentiellen gemeinsamen Nenner qualitativer Forschung, um die richtige Auslegung von Methoden und den legitimen Umgang mit ihnen. Wer darf welches Label für sich in Anspruch nehmen? Wie freizügig darf die Variation und Kombination von Methoden sein? Bei den dabei verhandelten Ein- und Ausgrenzungen geht es auch um die Integrität qualitativer Forschung als Ganzem. Was macht ihren Kern aus? Wie kann sie ihren Status als seriöse Wissenschaftspraxis untermauern? Welche Ein- und Ausschlüsse werden bemüht, um diesen Status zu verteidigen? Kann eine schlechte Methode (sei sie zu ‚leicht‘ oder zu ‚untheoretisch‘ oder schlecht ausgeführt) den in Jahrzehnten mühsam erkämpften Respekt für die Güte qualitativer Forschung gefährden (vgl. Reichertz 2019)?

In Workshops und Seminaren für qualitative Methoden begegnen Lehrende immer wieder der Frage „Darf ich das?“, wenn es um das Kombinieren verschiedener methodischer Werkzeuge geht.³ Das wundert nicht, denn das Workshop-Publikum ist interdisziplinär und die Forschenden kommen aus unterschiedlichen

3 Diese Beobachtung basiert auf teilnehmender Beobachtung in solchen Workshops in den Jahren 2011 bis 2015 im Rahmen der Forschung „Crossing Boundaries in Qualitative Research“ (vgl. Bethmann/Niermann 2015), gefördert durch die Neue Universitätsstiftung Freiburg und die Fritz Thyssen Stiftung, sowie auf meiner umfangreichen Lehrtätigkeit in diesem Bereich seit 2009.

ten Institutionen – was sie in der Methodenliteratur finden, ist auf ihre Arbeitskontexte und Forschungsfragen oft nur teilweise anwendbar. Kombinationen scheinen grundsätzlich möglich und wünschenswert, aber auch voraussetzungsvoll und riskant, gerade weil qualitative Methoden in der Regel mit sehr spezifischen theoretischen Annahmen verknüpft sind, die ihrer jeweiligen Anwendung zugrunde liegen. Die Theorie-Methoden-Pakete der Lehrbücher lassen sich nicht einfach aufschneiden und neu zusammensetzen. Die Dozent*innen sprechen im Angesicht der „Darf ich das?“-Frage nicht immer rigorose Verbote aus – die Frage selbst aber zeigt schon, wie unübersichtlich das Feld mit einer Vielfalt von methodischen Schulen und teils antagonistischen Positionen geworden ist (Ploder 2018; Knoblauch 2014, 2007; s. a. die Debatte zwischen Hitzler 2016, Flick 2016, Mey 2016 und Strübing 2017). Ein Nebeneffekt extremer Spezialisierung ist nun einmal die „zunehmende[] Unübersichtlichkeit und Konkurrenz von sich nur noch ex negativo aufeinander beziehenden Schulen“ (Keller/Poferl 2016, Abs. 45, s. a. Reichertz 2019). Beim alljährlichen *Berliner Methodentreffen* werden solche Tendenzen in aller Breite sichtbar (Mey/Mruck 2014) und oft selbstkritisch kommentiert, z. B. von Bernt Schnettler (2009, S. 1), der sich über den „Ritualismus“ amüsiert, „mit dem bestimmte Verfahren in den Rang seligmachender Erkenntniswerkzeuge erhoben werden“.

Jörg Strübing, Günter Mey und Uwe Flick warnen in diesem Zusammenhang vor „ungute[n] Spaltungen“ (Strübing 2017, S. 91) und den negativen Folgen einer „kleinteilige[n] Separation – Zersplitterung – der qualitativen Forschung(-landschaft)“ (Mey 2016, S. 194) durch „Distinktionsdiskurs[e]“ (Flick (2016, S. 202). Mey betont, dass die Praxis qualitativer Methoden „in vielen Ländern [...] und zahlreichen Disziplinen [...] im weiten Feld der Human-, Sozial- und Kulturwissenschaften statt[findet], [...] in den Technik-, Medien- oder Wirtschaftswissenschaften ebenso wie in Medizin, Geografie etc.“ (ebd., S. 190). Flick (2016, S. 201) plädiert dafür, im Sinne der interdisziplinären und internationalen Anschlussfähigkeit unterschiedlich gelagerte Verwendungsweisen von Begriffen und Methoden der qualitativen Sozialforschung anzuerkennen (s. a. Poferl/Keller 2018, S. 10). Durch ein „Konzept der ‚Vielfalt der Einheit‘“, so Mey (2016, S. 185), „[...] würden die breit international agierenden qualitativen Wissenschaften und plurale Forschungs- und Ausbildungskontexte gestärkt“. Und Hubert Knoblauch (2014, Abs. 7) diagnostiziert: Das Eigenleben der sich nebeneinander entwickelnden Zugänge droht eine Standardisierung und Bürokratisierung von Verfahrensschritten zu befördern, die auf Kosten der notwendigen Kreativität und Wendigkeit qualitativer Forschung geht und auch nicht immer der Orientierung auf gehaltvolle Ergebnisse der Forschung zuträglich ist (s. a. Eberle 2007; Kruse 2015).

Um auf das Online-Forum zurückzukommen – der Vorwurf, Methoden ‚nur‘ als Werkzeug zu verwenden, bringt zum Ausdruck: Methodeneinsatz ist nicht nur eine Frage der Gegenstandsangemessenheit, sondern auch eine Frage der in-

korporierten Überzeugung. Lehrende und Lehrbuchverfasser*innen sind meist selbst so stark spezialisiert, dass sie bestenfalls ein Nebeneinander von Methoden vorstellen, aber nicht zu neuen Verknüpfungen anleiten und auch nicht in gleicher Anschaulichkeit verschiedene Methoden vermitteln könnten (vgl. Keller 2014, Abs. 18). So mangelt es nicht an elaborierten Verfahren, die zur Auswahl stehen, aber an Methodologien des Kombinierens – und auch an einer Kultur der lustvollen und angstfreien Überschreitung methodischer Vorgaben, die Forschende bei der Entfaltung eines eigenen Forschungsstils gerade auch mit Blick auf ihre jeweilige disziplinäre Prägung unterstützen würde.

Der oben zitierte Doktorand ist eigentlich schon einen Schritt weiter: Er fragt nicht, ob er darf. Er bittet um Literaturhinweise auf existierende Studien dieser Art, die es auch gibt (z. B. Gorski 2009; Jensen 2004; Schreier 2014). Doch im Streitgespräch der Arrivierten – so interessant diese Kontroverse für das Publikum auch ist – wird der Nachwuchs diszipliniert: mit vielstimmigen, widersprüchlichen und streng genommen eigentlich ungebetenen Ratschlägen. In der Diskussion selbst offenbart sich ein Generationenkonflikt, in dem erfolgreiche und methodologisch versierte Forscher*innen die Frage zu ihrem Anliegen machen, ob die Jungen noch ‚richtige‘ Forschung machen – Götsch, Klinger und Thiesen (2009) sprechen in einem Aufsatz nicht ohne Ironie von den „Altvorderen“, die über ihr Erbe wachen. Die in der zitierten Diskussion formulierten Mahnungen halten die Beratschlagten in einem Double Bind und machen es ihnen nicht unbedingt leichter, epistemologisches Selbstbewusstsein zu entfalten. Sie sollen einerseits mutige, unangepasste Forschung leisten und andererseits exakte Kenntnis und Exegese methodologischer Errungenschaften beweisen: Sei eigenständig, aber mach deine Hausaufgaben! Doch diese Hausaufgaben bedeuten eine erhebliche zeitliche Investition in die Theorie einer Methode und stellen Weichen für Karrierebiografien, die nicht mehr leichtfertig umgestellt werden. Viel Zeit braucht schon die sorgfältige Umsetzung einzelner Methoden im Forschungsprozess, mehr noch die solide fundierte Kombination. Von der Frustration über die scheinbar grenzenlos erforderlichen Zeitbudgets werden nicht wenige dazu getrieben, auf scheinbar ‚einfache‘ Methoden zurückzugreifen (vgl. Keller 2014, Abs. 20) und verzichten darauf, den Nutzen einer größeren Bandbreite an methodischen Praktiken für ihre Forschungsfragen kennenzulernen, geschweige denn selbst zu erproben (vgl. Eisewicht 2018, Min. 20 f.). Im schlimmsten Fall kommen Forschende am Ende „ohne Analyse nach Hause“, weil sie sich „im Gestrüpp“ vielfältiger Ansätze verirrt haben, von der „Methodenpolizei“ angehalten wurden (Reichertz 2019, Abs. 6 f.) oder sich gar nicht erst hinaus in die Unübersichtlichkeit gewagt haben.

Das vorliegende Buch ist diesen Herausforderungen gewidmet: Wie lassen sich bestehende methodische Errungenschaften darstellen, um eine mutige und kreative Forschung in einer sich ändernden Forschungslandschaft zu fördern, in der aufgrund von Drittmittelfinanzierungen, Publikationsdruck, kumulierter Promotion, projektbasiertem Arbeiten mit kurzen Anstellungszyklen, Trans-

und Interdisziplinarität, Citizen Science und anderen Wissensformaten eine tiefgehende Einarbeitung in eine Vielzahl komplexer Paradigmen erschwert ist? Wie lässt sich dies in einer Methodenlandschaft tun, die in ihrer ungeheuren Diversität hoch effektive Instrumente bereithält, in der es aber schwierig und für viele unmöglich geworden ist, den Überblick zu bewahren und Vertrauen in die eigene Forschungskompetenz zu entwickeln?⁴

Vielleicht brauchen wir tatsächlich etwas mehr von dem, was Bourdieu eine „realistische [...] Haltung“ (Bourdieu 1996, S. 252) nennt: uns nicht in Idealvorstellungen einer theoretisch fundierten Forschungspraxis zu verlieren, sondern uns ein klares Bild von den Grenzen und Wirkungsweisen unserer Methodenpraxis zu machen. Gerade dafür brauchen wir methodologische Wachhunde, aber solche, die Grenzgänger*innen nicht beißen. Ein ‚realistisches‘ Methodenbuch in diesem Sinne müsste eine Vielfalt inspirierender methodischer Praktiken bündeln, nicht zur strikten Nachahmung empfohlen, sondern als Anregung, die Potentiale dieser Methoden in den je eigenen thematischen und disziplinären Forschungskontext zu integrieren.

Eine solche neugierige Haltung kann ganz verschiedene Ausdrucksformen annehmen, z. B. Forschungspraktiken von einer Methode in eine andere zu migrieren oder unterschiedliche Praktiken mit ganz neuen methodologischen Überlegungen zu verknüpfen. Adressiert sind hiermit nicht nur Noviz*innen qualitativer Forschung. Auch anspruchsvolle, rekonstruktive Forschungsarbeiten, die sich auf so genannte ‚elaborierte‘ Methoden stützen (vgl. Reichertz 2007), können an analytischer Schärfe und Originalität gewinnen, wenn Forschende sich von routinierten Arbeitsweisen lösen und mit Ideen aus verschiedenen Methodenkontexten experimentieren.

Es sei nun einleitend auf zwei zentrale Bezugspunkte verwiesen, mit denen ich den Ruf nach mehr Beinfreiheit im Forschungsprozess methodologisch rahme: die Grounded Theory und das Integrative Basisverfahren.

Forschen als flexibler Problemlöseprozess: Die Grounded Theory

Der hier skizzierte Blickwinkel auf Methoden ist nicht grundlegend neu. Er nimmt, wie oben schon gesagt, Anleihen bei einem 50 Jahre alten Manifest für Offenheit und Flexibilität in qualitativen Forschungsprozessen: dem Buch „The Discovery of Grounded Theory“ (Glaser/Strauss 1967). Doch 50 Jahre später hat sich die Forschungslandschaft ebenso verändert (vgl. Baur et al. 2016) wie sich

4 Bettina Dausien (2007) hat in ihrer Analyse von Forschungswerkstätten Vertrauen als zentrales Moment der Befähigung zu qualitativer Forschung beschrieben: Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zu entwickeln, sich selbst als „kompetente Mitglieder“ (ebd., Abs. 12) einer *scientific community* zu erleben und das Vertrautwerden mit Routinen des Forschens (ebd.).

die Methoden und Medien weiterentwickelt haben, die uns zur Verfügung stehen.⁵ Nach Jahrzehnten der Methodendiversifizierung ist es an der Zeit, erneut Wege auszuloten, die Brücken schlagen – zwischen Methoden, zwischen Disziplinen und vor allem zwischen Forschungstheorie und Forschungspraxis. Ich knüpfe in meinem Buch an den pragmatistischen Geist der Grounded Theory an, verbinde deren Forschungspraktiken aber zusätzlich mit anderen, vor allem hermeneutischen Methodenentwicklungen der letzten Jahrzehnte.

Voraus schicken möchte ich in knappen Linien, welche Bezugspunkte zur Grounded Theory mir dabei besonders wichtig sind (ausführlich arbeite diese Punkte in Kap. 8 aus). In der Grounded Theory sind Erfahrungen und Wahrnehmungen der Beforschten der wichtigste Ausgangspunkt für Theoriebildung – gemäß dem im „Thomas-Theorem“ formulierten Grundsatz, dass Menschen nicht unvermittelt oder mechanisch auf ihre Umwelt reagieren, sondern vermittelt durch ihre Deutungen dieser Umwelt (Thomas/Thomas 1928; s. a. Blumer 1969/2004). Theoriebildung ist das Ziel empirischer Forschung, geerdet wird diese Theorie aber in empirisch gewonnenen Daten über subjektives Erleben und über Interaktion zwischen Menschen und ihren (sozialen, technischen und natürlichen) Umwelten. Grounded-Theory-Begründer Glaser und Strauss (1967) haben mit diesem Ansatz in den 1960er Jahren einer strukturalistisch geprägten Soziologie die Leviten lesen wollen, die deduktiv von ihren Theorien her auf soziale Phänomene schloss und nicht umgekehrt, induktiv, Theorie aus der offenen und neugierigen Beschreibung sozialer Welten und ihrer Deutungsprozesse entwickelte. In den damaligen Forschungen der Grounded Theory wurde alles Mögliche als Datum genutzt – entsprechend dem Mantra „all is data“ (Bryant 2009, Abs. 13) – und es kamen unterschiedliche Methoden zum Einsatz, darunter teilnehmende Beobachtung, qualitative Interviews und Dokumentenanalysen. Das Herzstück ihrer flexiblen Vorgehensweise aber war eine zyklisch konzipierte Struktur des Forschungsprozesses (s. Kap. 2 und 8). Die Entdeckung von Theorie, ohne sich auf vorab festgelegte Hypothesen zu fixieren, verlangte nach einem iterativen Vorgehen, in dem auch die Forschungspraktiken laufend an jede neue Erkenntnis angepasst werden konnten. Der Forschungsprozess der Grounded Theory ist in großen Teilen eine Suche nach immer besser und immer spezifischer werdenden Fragen, zu deren Beantwortung man kreative Lösungen finden muss.

Die radikal flexible und methodenpolygame Praxis wurde und wird zusammengehalten von einem ‚Forschungsstil‘. Grounded Theory ist deshalb vielfach nicht als *eine* Methode, sondern als Forschungsprogramm, Haltung, Kultur, Stil

5 Zum Einfluss von Technologien auf die Methodenpraxis siehe exemplarisch die wissenschaftssoziologischen Arbeiten zur Videoanalyse (Lettkemann/Tuma 2018) und zur Arbeit mit Computer-gestützter Auswertungssoftware (Schmieder 2009).

oder als Methodenfamilie charakterisiert worden (vgl. Breuer/Muckel/Dieris 2019; Bryant 2009; Bryant/Charmaz 2007; Strauss 1998). Entsprechend vielseitig sind die Auslegungen, was Grounded Theory ist. Gestritten wurde insbesondere über die Rolle von Theorie in der Forschung (vgl. Glaser 1992; Strübing 2011). Viele Missverständnisse haben diese Auseinandersetzungen geprägt, so z. B. die Fehlannahme, dass man in der Grounded Theory ohne Vorwissen in die Forschung ginge (Breuer/Muckel/Dieris 2019, S. 144; s. a. Kap. 8). Spätere Generationen haben mit ihren Interpretationen der Grounded Theory viel zur Klärung und Weiterentwicklung beigetragen. Besonders zu nennen sind die neueren Ansätze, die mithilfe konstruktivistischer und postmoderner Theorien zeitgemäße Anschlüsse geschaffen haben. Erst mit ihnen ist es gelungen, die Grounded Theory von ihren teilweise positivistischen Wurzeln zu lösen und den Forschungsprozess als Ko-Konstruktion zwischen Forschenden und Beforschten zu reflektieren. Methoden der Selbstreflexion prägen die neuen Ansätze (Breuer/Muckel/Dieris 2019; Charmaz 2014; Mey/Mruck 2011; Mruck/Mey 2007), aber auch Elemente der Diskursanalyse sind integriert worden (Clarke 2005).

Eine sichtliche Leerstelle bleibt hingegen bis heute ein Brückenschlag zwischen den Kodierverfahren der Grounded Theory und neueren Entwicklungen in der Gesprächsforschung und Gattungsanalyse. Diese methodische Integration ist bisher kaum systematisch vollzogen worden. Günter Mey und Sebastian Ruppel (2016; s. a. Ruppel/Mey 2015) haben dieses Desiderat deutlich herausgearbeitet; es trat auch zutage in der vergleichenden Methodenforschung von Debora Niermann und mir (Bethmann/Niermann 2015; s. a. Charmaz 2014, S. 333). Obwohl diese ‚Brücke‘ bisher wenig expliziert wurde, ist sie prägend für viele deutschsprachige Methodenentwicklungen, in denen Grundgedanken der Grounded Theory mit sprachanalytischen Verfahren verknüpft wurden, z. B. in der Narrationsanalyse (Schütze 2008) und im Integrativen Basisverfahren (Kruse 2015). In solchen Verfahren werden Praktiken der Grounded Theory (Komparative Analyse, iterativer Forschungsprozess, Theorieentwicklung) genutzt, zugleich aber kommt eine neue Komponente ins Spiel: die Analyse von Gattungen des Sprechens, narrativen Darstellungspraktiken und performativen Positionierungen der Befragten. Die Daten bilden in diesem Sinne keine Fenster zum subjektiven Erleben der Befragten (wie in den eher klassischen Ausarbeitungen der Grounded Theory nach Glaser/Strauss 1967 und Strauss/Corbin 1996), sondern sie werden als Handlungssequenzen in Interaktionssituationen behandelt. Zwar teilen die neueren Ansätze der Grounded Theory amerikanischer Provenienz die Prämisse des Konstruktionscharakters von Interviewdaten. Aber die sequentielle Sinnstruktur von Interaktionen findet dabei keine systematische Beachtung: Wie eine Sinneinheit auf eine andere folgt, wie Personen in ihren Handlungen und Äußerungen aneinander anschließen, wie Erzählungen mit einer inneren Logik versehen sind, die sie über längere Passagen entfalten – diese *zeitlichen* und *interaktiven* Dimensionen sozialen Handelns geraten mit den Kodierverfahren der